

Gekreuzigt, gestorben und begraben – das Lebensende Jesu Christi?

Meine Damen und Herren,

dass ich heute über dieses Thema spreche, ist auf die Neugierde von Herrn Meloch zurückzuführen. Er rief mich Anfang November vergangenen Jahres an und fragte mich, über was ich reden könne und wolle. Ich sagte, dass ich über 40 Jahre für die Apotheker tätig gewesen sei und über Themen aus dem Gesundheitswesen, insbesondere über Probleme der Arzneimittelversorgung in Deutschland sprechen könne. Er fragte mich, ob ich noch etwas Anderes anbieten könne. Ich sagte ihm, dass ich derzeit das Buch von Johannes Fried „Kein Tod auf Golgatha“ aufarbeite und schilderte ihm kurz den wesentlichen Inhalt dieses Buches. Er sagte, das wäre doch etwas Anderes.

Ich muss gestehen, dass dieses Thema auch für mich etwas ganz Anderes ist. Erlauben Sie mir deshalb zwei Vorbemerkungen:

Ich bin kein Theologe. Ich will mit meinem Vortrag niemanden in seinen religiösen Gefühlen verletzen oder gar in seinem Glauben erschüttern. Alles, was ich sage, das über die Aussagen und Überlegungen von Johannes Fried hinausgeht, ist meine persönliche Meinung. Blasphemie ist mir völlig fremd.

Die zweite Vorbemerkung ist sehr persönlicher Art, damit Sie verstehen, warum mich das Buch so sehr fasziniert. Mein Vater ist im Krieg in Russland gefallen. Meine Großmutter mütterlicherseits hat mich in den ersten 10 Jahren großgezogen. Sie war Pietistin, also sehr gläubig, hatte aber in dem katholischen Umfeld am Bodensee immer katholische Hausmädchen, mit denen ich samstags zur Messe ging und sonntags, weil meine Großmutter sehr schwerhörig war, mit Vettern und Cousinen in die evangelische Kirche. Insofern bin ich „zweisprachig“ aufgewachsen.

Ich hatte dann das Glück, einen sehr verständigen Stiefvater zu bekommen, der der Vater von Jürgen Lindemann wurde. Vater Lindemann war ein sehr belesener Mann und hat mich von Anfang an mit passender Literatur versorgt. Aus einem Buch von Joachim Fernau hatte ich mir zu einer Zeit, in der wir auf dem Gymnasium Teile des Johannesevangeliums übersetzten, wobei wir nebeneinander die hebräische, griechische und lateinische Fassung sowie Luthers und eine moderne Übersetzung verglichen, den folgenden Abschnitt herausgeschrieben:

„Ägypten empfing den Besieger seines Erbfeindes Persien als Befreier. Befreier! Es war das erste Mal, dass ein Volk Alexander diesen Namen gab. Hundertmal hatte er „Sieger“, hundertmal „König“ und „Herr“ gehört, hier hörte er zum ersten Mal das Wort, das Eroberern so gut schmeckt. Schlau, wie die Ammon-Priester waren, setzten sie ihm auch noch die Pharaonenkrone auf das Haupt und ließen das Orakel „ex cathedra“ verkünden, er sei Gottes Sohn. Eine Schicksalsstunde. Alexander glaubte nun fest daran. Er betrachtete Philipp nicht mehr als seinen leiblichen Vater. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht um die Welt: für den Pöbel ein großes Spektakulum, für die tief Gläubigen eine Beleidigung, für die Makedonen in der Heimat die Gewissheit, Waisen geworden zu sein. Am ekelhaftesten empfanden sie die Würdelosigkeit, der schleimigen griechischen Orakel, die die Legende von

einer göttlichen Empfängnis der Alexandermutter unter das Volk zu streuen versuchten.“ (Joachim Fernau, ROSEN FÜR APOLL, Berlin-München-Berlin, Seite 305 f.)

Diese Geschichte hat mir damals in meiner religiösen Welt einen Stich gegeben und mich nie mehr losgelassen. Offenbar hatten Grundstrukturen des christlichen Glaubens Vorbilder oder Menschen sind auf gleiche Gedanken und Vorstellungen gekommen, wenn es darum ging, einer außergewöhnlichen Person einen außergewöhnlichen Titel zu verleihen und eine außergewöhnliche Position einzuräumen. Das habe ich im Laufe meines Lebens bei Reisen und in Büchern und bei der Beschäftigung mit anderen Religionen bestätigt gefunden. Auch die Himmelfahrt ist ein solches Sujet. Sie ist im Judentum bekannt: Henoah und Elias fahren in den Himmel auf; im 1. Jahrhundert vor Christi Geburt wird sogar eine Himmelfahrt des Mose ins Auge gefasst. Auch bei den Griechen und Römern gibt es die Himmelfahrt. Das sind also Bilder und Vorstellungen, die in der damaligen Zeit gang und gäbe waren.

Jesu Tod am Kreuz, seine Auferstehung und Himmelfahrt haben in den letzten fast 2000 Jahren unablässig Theologen und Philosophen der gesamten Christenheit herausgefordert, aber auch deren Gegner. Sie suchten nach den zugrundeliegenden Vorbildern und Erzählmustern, um die Rätsel zu lösen. Unendlich viel Gelehrsamkeit ist in dieses Bemühen geflossen. Sie galt dem Kern der christlichen Botschaft: Christi Überwindung des Todes gibt dem Leben Sinn, verheißt Trost im Leid, das Ende aller Angst, eine künftige Auferstehung und ewiges Leben.

In dem Fachorgan „Biologie in unserer Zeit“ erschien 2014 ein Artikel über „Die Auferstehung Christi aus medizinischer Sicht“. In der Zusammenfassung des Beitrages heißt es: „Der Lanzenstich des römischen Soldaten wirkte möglicherweise wie eine erfolgreiche Pleurapunktion und rettete Jesus das Leben.“ Das war der Auslöser für Johannes Fried, mit der Akribie eines renommierten Althistorikers durch eine Indizienkette vor allem aus den kanonisierten Schriften des Neuen Testaments und nicht kanonisierten frühchristlichen Quellen folgende Fragen zu beantworten: Wie starb Jesus von Nazareth, der gekreuzigte Gottessohn? Hatten die Evangelisten und andere Christen der Anfangsjahre der Kirche seinen Tod nicht deutlich beschrieben? Gab es Zweifel?

Das ist sein Ermittlungsergebnis: Jesus, der den zelotischen Untergrundkämpfern gegen die römischen Besatzer nahestand, ist zwar gekreuzigt worden, aber nicht am Kreuz gestorben, vielmehr war er nur scheinbar tot. Er hat infolge der Geißelung und des Auspeitschens einen Pleuraerguss an einem Lungenflügel erlitten, also eine Ansammlung von Blut und Wasser zwischen Lungen- und Rippenfell, die bewirkte, dass das Kohlendioxid nicht mehr abgeatmet werden konnte. Das führte zu einer Ohnmacht, wirksam wie eine Vollnarkose, eine CO₂-Narkose. Der römische Soldat öffnete mit dem Speer die Pleurahöhle, worauf sofort Blut und Wasser herausflossen. So konnte Jesus wieder flach atmen, so flach, dass es niemand bemerkte. Man konnte ihn für tot halten.

Ein weiterer glücklicher Umstand war das bevorstehende Pessach-Fest, das mit Sonnenuntergang beginnt. Deshalb wurde Jesus bereits nach sechs Stunden von dem heimlichen Jünger Joseph von Arimathäa vom Kreuz abgenommen, der Pilatus um die Freigabe des Leichnams gebeten und auch erhalten hatte. Nikodemus, auch er ein heimlicher Jünger, brachte Myrrhe und Aloe. Sie wuschen den vermeintlichen Leichnam,

wickelten ihn nach der Kultpraxis der Juden in Tücher und legten ihn in ein in einem nahen Garten gelegenes neues Grab. Dessen Kühle ließ den Folterungsstress abklingen und verhielt mit Körperzittern die Rückkehr des Lebens. Jesus erwachte aus seiner Ohnmacht. Die beiden heimlichen Jünger versorgten und pflegten ihn dann andernorts. Deshalb fand man das Grab später leer. Zudem musste dafür Sorge getragen werden, dass Jesus nicht erkannt wird. Er verkleidete sich als Gärtner. Albrecht Dürer hat ihn so in einem Holzschnitt dargestellt. Wie alle Mitwisser seines Überlebens musste er sich vor der römischen Justiz und den jüdischen Gegnern, insbesondere der jüdischen Tempelpriesterschaft schützen. Er war gefährdet, weil die Staatsmacht die Todesstrafe verhängt hatte, die noch nicht vollzogen war.

Moderne medizinische Kenntnisse und das „Indizienensemble“, wie es das Johannesevangelium vollständig und authentisch ausbreitet, lassen nach Johannes Fried kaum Zweifel darüber aufkommen, dass der Lanzenstich des römischen Soldaten Jesus das Leben gerettet hat. Natürlich kann Fried seine These nicht beweisen, ebenso wenig wie Christen die Auferstehung beweisen können. Was sich im Grab Jesu abgespielt hat, ist eine Glaubensfrage, und die beantwortet Fried eben anders als ein gläubiger Christ: Nicht nur das Faktum des leeren Grabes sei historisch felsenfest gesichert; auch alle Details, die Johannes – und nur er – berichtet, seien glaubhaft. Also: Nichts Legende, nichts Fantasie – die Bibel hat doch recht.

Für denjenigen, der das Überleben Christi für wahr hält, ist klar, dass Jesus im Grab aufgewacht oder aufgestanden, wie es in den ältesten hebräischen Berichten heißt, und nicht auferstanden ist, wie es Paulus fortan übersetzt hat, sowie seinen Anhängern nicht erschienen, sondern ihnen lebend begegnet ist.

Die Begegnungen der Apostel mit Jesus nach der vermeintlichen Auferstehung fanden nach Johannes Fried mit dem leibhaftigen Wanderprediger und Wunderheiler statt. Es waren Abschiedsvorstellungen für seine Anhänger; denn er musste ja aus Jerusalem verschwinden und ins Exil gehen, bevor ihn die Römer als entlaufenen Delinquenten wieder festnehmen konnten.

Fried recherchiert auch über das weitere Leben Jesu im Exil. Er berichtet von einer Gemeinde in Ägypten, die zu Jesu Lehren passt, und von Nazoräern, einer religiösen Gruppe, die sich zur fraglichen Zeit im heutigen Syrien auf den Jesus, den Messias, beriefen und die ein eigenes Evangelium entwickelt hat. Alles Weitere bleibt im Bereich der Spekulation. Am Ende starb Jesus „irgendwann und irgendwo in der Fremde“.

Aber angesichts des nachweislich leeren Grabes entstand die Erzählung von der Auferstehung. Diese erschien den Zeitgenossen plausibel, da es ja nachweislich keine Leiche gab und die Erzählung sehr gut zu den alten Prophezeiungen passte. Die Erzählung von der Himmelfahrt schützte den überlebenden Jesus und seine Anhänger. Sie war nicht nur für jüdische, sondern gerade auch für römische Ohren bestimmt. Die verstanden, was eine Himmelfahrt bedeutet: Der Mann ist tot; seine Seele oder sein Nachleben ist im Jenseits angesiedelt und ist (für uns) hier auf Erden nicht mehr gefährlich.

Soweit die möglichen Antworten auf die Frage des Titels des Vortrages.

Für mich ist in gleicher Weise die folgende Frage von wesentlicher Bedeutung:

Kann man noch ein Christ sein, wenn man nicht an Auferstehung und Himmelfahrt Christi glaubt? Ich meine, es kommt darauf an, wie man den Begriff Christentum für sich definiert.

Dieser Begriff ist von den Kirchenvätern um 100 n. Chr. in die Sprache der Christen eingeführt worden. Anfang des dritten Jahrhunderts nennt Origenes zwei Aspekte, wenn er zum einen die dogmatische Seite betont (Jesus ist der Urheber der heilsamen Glaubenssätze des Christentums) und zum anderen die moralische Komponente (Christentum ist die Lebensführung Christi). Damit hat er schon das Dilemma aufgezeigt, das die Geschichte des Christentums begleiten wird: Ist Christentum oder Christ-Sein bestimmbar durch den Glauben an bestimmte Glaubenssätze oder ist es definiert durch das Bemühen eines Menschen, Jesus in der Lebensorientierung nachzufolgen? Kommt es also auf das rechte Glauben an oder auf das rechte Tun?

Ausgangspunkt muss die Botschaft Christi sein, sein Leben an der Lehre und dem Leben Jesu zu orientieren. Kern dieser Botschaft ist die Lehre vom Umdenken, von der Sinnesänderung. Alle Konstrukte – auch religiöse – sind permanent in Frage zu stellen, und zwar mit dem Ziel, sie mit den Botschaften Christi, die wir insbesondere in der Bergpredigt finden, zu dynamisieren. Die Bergpredigt stellt das Grundgesetz des Christentums dar. Seine wichtigsten Einstellungs- und die daraus resultierenden Verhaltensweisen sind: Barmherzigkeit, Toleranz als der Vorhof der Liebe, Friedfertigkeit, Güte, Nächstenliebe, innerer Friede und die unbedingte Forderung nach Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit.

Damit diese Einstellungs- und Verhaltensweisen wirksam werden, dürfen sie nicht nur die rationale Ebene des Menschen erfassen, sondern müssen auch die emotionale Ebene erreichen, das Herz. Das kann man dann zum Maß des Christlichen machen. Rupert Lay, ehemals Professor für Philosophie an der Hochschule St. Georgen in Frankfurt und Jesuitenpater, fasst das – in Anlehnung an den kategorischen Imperativ von Kant – in folgender Maxime zusammen: „Handle und entscheide dich stets so, dass du durch dein Handeln und Entscheiden eigenes und fremdes personales Leben eher mehrst denn minderst.“ Aus dem ernsthaften Bemühen der Realisierung dieser Maxime erweist Christentum seine Stimmigkeit und Legitimation.

Das heißt, dass auch der ein Christ ist, der nach dieser Biophilie-Maxime handelt und entscheidet, auch wenn er nicht an Auferstehung und Himmelfahrt Christi glaubt. Die katholische Kirche hingegen dürfte zu einem anderen Ergebnis kommen, weil sie aus Christentum einen ausgedehnten Katalog von Glaubensbekenntnissen und vielen hundert Dogmen gemacht hat, von Inhalten also, die zu glauben sind. Das gilt zum Teil auch für die evangelische Kirche, wenn ich an deren Glaubensbekenntnis denke.

Letztlich muss jeder selbst entscheiden, was er glaubt und was er nicht glaubt. Gegebenenfalls muss er, wenn er sich in einem Konflikt mit einem Dogma sieht, einen Kompromiss mit sich selbst machen. Mein Philosophielehrer am Gymnasium beispielsweise lehnte das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes für sich ab. Er sagte, bei der endgültigen Abstimmung 1870 hätten unter anderen die deutschen und österreichischen Bischöfe gefehlt, die dagegen gewesen seien.

Sie sehen also, meine Damen und Herren, so geht es auch.

Ich danke Ihnen, dass Sie mir zugehört haben.

Düsseldorf, den 17. April 2023